

TATORTKOLUMNE



VON HOLGER GERTZ

Der Nase nach

Folge 22/2022
Ermittler: Batic/Leitmayr

Seit einiger Zeit weiten die Krimi-Dramaturgen das Feld, um an neue Stoffe zu kommen. Siedeln Handlungen im Unterbewusstsein an, verlegen Pointen in den Randbereich des Träumerischen – es gibt zu viele Sendeleisten, die befüllt werden müssen. In *Tatort* Münster ist sogar Professor Boerne vorübergehend mal zum Geist weiterentwickelt worden, und im vergangenen Jahr wurden die eigentlich schwer im Hier und Jetzt verankerten Münchner Routiniers Batic und Leitmayr (Miroslav Nemeč und Udo Wachtveitl) mit dem Phänomen des Klarträumens in Berührung gebracht – ein Experiment, das nicht nur die Kommissare, sondern auch die Zuschauer mit eher gemischten Gefühlen zurückließ.

In der Episode „Flash“ (Regie: Andreas Kleinfert, Buch: Sönke Lars Neuwöhner und Sven S. Poser) nun müssen die Ermittler den demontierten Psychotherapeuten Dr. Prinz (Peter Franke) ins Gebet nehmen, um herauszufinden, wie ein alter Mordfall mit einem mutmaßlich neuen zusammengehört. Zum Einsatz kommt die Reminiszenz-Therapie, mit der man an die im Langzeitgedächtnis gespeicherten sächlichen Hinweise heranzukommen gedenkt. Reminiszenz-Therapie? „Die Beeinflussung der Sinne durch Möbel, durch Musik, durch Gerüche“, erläutert der involvierte Neuropsychologe. Man baut dem alten Therapeuten also seine frühere Praxis nach und reinigt das Ganze wie früher mit einem stark chlorhaltigen Mittel. Denn: „Geruchserlebnisse sind ein direkter Zugang zur Erinnerung.“ Kennt man so ähnlich aus dem herrlichen Pixar-Zeichentrickfilm mit den Ratten in Paris: Der Genuss eines Ratouille-Gerichts lässt den gefürchteten Gastro-Kritiker Anton Ego gedanklich zurücksausen an den von der Mutter gedeckten Tisch. Der *Tatort* erklärt Therapieformen, taucht damals ab und diesmal auf, will aber auch voll ambitionierter Krimi sein. Dabei gerät die Konstruktion ins Schlingern, schließlich wird auch nicht mehr klar unterschieden zwischen den verlorenen Erinnerungen des einen Mannes und den verdrängten eines anderen. „Ich glaub, diesmal haben wir uns a bissel übernommen“, sagt Batic. Nach 88 Fällen weiß er ja, wovon er spricht.

Das Erste, Sonntag, 20.15 Uhr.

VON PHILIPP BOVERMANN

Das Unternehmen Open AI hat eine hehre Mission: künstliche Intelligenzen zu programmieren, die „der gesamten Menschheit dienen“. Zurzeit hat es viel zu tun. Es macht seit Mitte Mai tausend ausgewählten Menschen pro Woche eine neue Software namens „Dall-E 2“ zugänglich, in die man beliebige Bildbeschreibungen eingibt, woraufhin sie ein passendes künstliches Bild erzeugt. Bei jeder Gelegenheit verweist Open AI auf die vielfältigen Sicherheitsmaßnahmen, die es ergriffen habe, um zu verhindern, dass Fakes das Internet schwemmen. Die Liste aus dystopischen Überlegungen, daraus resultierenden freiwilligen technischen Beschränkungen und Verboten bei der Nutzung, die das Unternehmen ausgibt, ist lang.

Ein Igel, der ein Buch liest, ein Gehirn auf einer Rakete, aber nirgends Menschen. Aus Gründen

Aber darüber hinaus existiert eine Ecke im Internet, in der man das alles nicht ganz so ernst sieht. Es ist die lautere, buttere Seite des Internets: die sozialen Medien. Dort zirkulieren nun Bilder wie „American Psycho im Walmart“, „Eine Flasche Ranch Dressing, die vor Gericht aussagt“, „Die Kreatur Cthulhu, die nachts über einem Dorf schwebt, im Stil Vincent van Goghs“ oder, besonders wüst, eine Kreuzung aus Sahara Wagenknecht und der Journalistin Nena Schink.

Der Wahnsinn wurzelt in einem Tweet vom 6. April. An diesem Tag verkündete Sam Altman, der Chef von Open AI, dass Dall-E 2 nun fertig sei, als Beleg lieferte er ein Bild: „Teddybären, die auf dem Mond in den 1980er-Jahren an neuer KI-Forschung arbeiten“. Die Teddybären sahen ungeheuer realistisch aus, deshalb hätte man gern gesehen, wie Dall-E 2 sich menschliche KI-Forscher in dieser Szenerie vorstellt. Aber in der Galerie von weiteren, nach und nach veröffentlichten Kreaturen waren nirgendwo Menschen zu sehen. Stattdessen Tiere, Landschaften, allerlei Details, fantastische Arrangements. Ein buntes Stilmix der Wundersamkeiten. Ein unschuldiges Traumland.

Einen Monat später, Ende Mai, veröffentlichte Google sein Konkurrenzsystem Imagen. Es lieferte noch mal etwas verblüffendere Bilder. Aber auch hier dasselbe Gesamtbild: Erdmännchen, die Heißluftballons betrachten. Ein Igel, der ein Buch liest. Ein Gehirn auf einer Rakete. Nirgendwo Menschen.

Open AI hat eigenen Angaben zufolge die Fähigkeit von Dall-E, zu lernen, wie menschliche Gesichter aussehen, künstlich beschränkt. Das soll verhindern, dass trotz des Verbots sogenannte Deepfakes entstehen, Montagen von Gesichtern in andere, unvorteilhafte Zusammenhänge, aus dem sie anschließend neue Kreaturen zusammensetzen. Jedes erzeugte Bild ist also ein Frankenstein-Geschöpf, auch wenn die Nähte zwischen den Einzelteilen bei den neueren KI-Softwares teils kaum noch sichtbar wären.

Ganz anders verhält es sich bei den Bildern, die seit einigen Wochen in den sozialen Medien herumgeistern. Die Gesichter dort sehen aus wie Teig, der aus der Form gelaufen ist, die Proportionen von Augen, Nase und Ohren stimmen oft nicht, alles ist verrutscht, verzerrt, verschmiert. Sie stammen zumeist aus „Dall-E Mini“; ei-

Das Fleisch fließt von den Knochen, wenn die Software Dall-E Mini malt: Links „Boris Johnson mit einem aus Salami gemachten Gesicht“, rechts „Eine Frau schreit neue KI-Kreationen“ an. FOTOS: SCREENSHOT DALL-E MINI



Im Angesicht des Tabus

Künstliche Intelligenz lernt gerade, aus Textbefehlen menschliche Gesichter zu erzeugen. Dass die noch wie Fratzen aussehen, hat moralische Gründe

me und dafür bekannt sei, „ein weites Spektrum unangemessener Inhalte, darunter Pornografie, rassistische Beleidigungen und schädliche gesellschaftliche Vorurteile“ zu enthalten.

Wenn man das weiß, sieht man all die Tierchen aus dem KI-Bilderfüllhorn in einem anderen Licht. Im unsichtbaren Grund dieser Bilder liegen Gewalt, Hass und entblößte Körperöffnungen begraben – buchstäblich, Dall-E 2 und Imagen nutzen nämlich sogenannte Diffusionsmodelle. Diese zerlegen das Ausgangsmaterial zu einem gleichmäßigen Rauschen, lösen es gewissermaßen in einem Pool des kollektiven visuellen Urschleims auf, aus dem sie anschließend neue Kreaturen zusammensetzen. Jedes erzeugte Bild ist also ein Frankenstein-Geschöpf, auch wenn die Nähte zwischen den Einzelteilen bei den neueren KI-Softwares teils kaum noch sichtbar wären.

Ganz anders verhält es sich bei den Bildern, die seit einigen Wochen in den sozialen Medien herumgeistern. Die Gesichter dort sehen aus wie Teig, der aus der Form gelaufen ist, die Proportionen von Augen, Nase und Ohren stimmen oft nicht, alles ist verrutscht, verzerrt, verschmiert. Sie stammen zumeist aus „Dall-E Mini“; ei-

nem leistungsschwächeren, dafür frei zugänglichen Nachbau von Dall-E, des Vorgängers von Dall-E 2. Die Beschränkung, keine Gesichter modellieren zu dürfen, gibt es dort nicht. Sie würden ohnehin niemanden täuschen. Das Verbotene ist hier erlaubt. Und genauso benutzen viele Leute die Monstermaschine – als ein Spiel mit einem Bilderverbot. Mit etwas also, das es in der aufgeklärten Moderne eigentlich gar nicht mehr gibt.

Bei Dall-E Mini ist das Bilderverbot nun aufgehoben, und alle beginnen zu spielen

„Mugshot von James Corden“, zum Beispiel. Der Schauspieler sieht aus, als hätte man ihm sein Gesicht abgezogen und als Maske über den Schädel gezogen. Es scheint, tor kelnd und schwimmend, seine eigene Form im Verlauf der neun Bildquadrate zu suchen, was der Wahrheit ja recht nah kommt. Weil die Gesichter der Software ausgeliefert sind, die sie mithilfe obskurer Technologie in neue, willkürliche Zusammenhänge zerrt, stellt sich beim Betrachten das Gefühl ein, Zeuge eines Übergriffs zu sein. Man denkt an die Indigenen,

die angeblich fürchteten, der von den europäischen Eroberern mitgebrachte Fotoapparat stehle den Abgebildeten die Seele. Eine Ahnung von Gewalt zieht an den entstellten Klumpen aus Augen, Ohren und Nasen vorbei.

Besonders gilt das in den Fällen, in denen die Nutzer die Grenzen der Leiber bewusst einreißen, indem sie Gegenstände in sie einfließen lassen. Zum Beispiel: „Boris Johnson mit einem aus Salami gemachten Gesicht“, ein zugleich komischer und tieftrauriger Anblick. Das dabei auftretende Mitleid richtet sich aber nicht auf das Individuum Boris Johnson, sondern auf ihn als menschliche Kreatur in ihrer nackten, sich gewissermaßen gegen die Salamiwerdung stemmenden Existenz. Kräfte der Zukunft versuchen auf ihn einzuwirken oder aus ihm herauszubrechen. Ist sein Mund deshalb zum Schrei geöffnet?

Gedanken von Gilles Deleuze über Francis Bacon, einen anderen Großkünstler der Deformation und Auslöschung des Körpers auf der Leinwand, lassen sich hier anschließen. Die Schreie von Papst Innozenz X. in Bacons Bearbeitungen eines Barockgemäldes von Diego Velázquez seien, so heißt es bei Deleuze, „die Prozedur, mit der der Körper insgesamt durch den Mund

entweicht“. Das Fleisch ist flüssig geworden und fließt von den Knochen. Es ist unterwegs, sich wieder aufzulösen in der visuellen Ursuppe, der es, nicht lebensfähig und doch lebendig, durch eine verbotene Technologie entrissen wurde.

Die Ästhetik von Dall-E Mini mündet in Schreie. Einerseits öffnet die KI selbst ihre Münder, andererseits scheinen auch viele der im Internet geteilten Texteingaben das vorzugeben, der Gruseffekte wegen. „Gordon Ramsay screaming at a baby“ beispielsweise. Oder das besonders interessante „Man arguing with a wasp“. Nur mit Mühe kann sich der Mann die Weste vom Leib halten. Sein Fleisch strebt schon zu ihr hin.

Alles scheint vorgezeichnet zu sein in diesen Gesichtern. Kurz bevor die künstliche Erzeugung angeblicher Fotografien ihren Siegeszug antritt, bevor die Zweifel an der Echtheit von Bildern normal werden und ein Riss des Misstrauens sich durch die visuelle Kultur ziehen wird, bevor die Narben in den Gesichtern sich schließen und fotorealistische künstliche Gesichter – perfekte Monster – die digitalen Bilderrahmen zu bevölkern beginnen, für diesen kurzen Augenblick spukt es dann im Internet.

Kein ESC in der Ukraine

Warum das Land nicht Gastgeber sein darf

Vor einem Monat hat die ukrainische Band *Kalush Orchestra* die diesjährige Ausgabe des Eurovision Songcontests in Turin haushoch gewonnen. Damit steht dem Heimatland der Musiker eigentlich das Anrecht zu, den kommenden ESC als Gastgeber-Nation auszurichten. Doch daraus wird angesichts des andauernden russischen Angriffskriegs auf die Ukraine nun doch nichts. Man habe sich nach dem Sieg viel Zeit für eine Machbarkeitsstudie genommen, teilt die Europäische Rundfunkunion (ERU) in einem Statement mit. Die öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt der Ukraine sei beteiligt gewesen, genauso wie externe Spezialisten, die die Sicherheitsfragen eingeschätzt haben. Nach der Analyse sei man „mit tiefem Bedauern“ zu dem Schluss gekommen, dass der ESC im kommenden Jahr in einem anderen Land ausgetragen werden müsse.

Der Eurovision Song Contest sei „eine der komplexesten TV-Produktionen der Welt“, mit Tausenden Menschen – denen, die an der Umsetzung arbeiten, und denen, die bei der Veranstaltung teilnehmen. Dafür brauche es zwölf Monate Vorbereitungszeit, heißt es in der Erklärung. „Um die Kontinuität der Veranstaltung zu gewährleisten“, werde man nun Gespräche mit der BBC beginnen, um den ESC 2023 möglicherweise in Großbritannien auszurichten – denn das Vereinigte Königreich schaffte es im Mai hinter der Ukraine auf den zweiten Platz. Die Europäische

Rundfunkunion betont aber: Der Sieg der Ukraine beim ESC 2022 solle sich in den Shows widerspiegeln.

Von der BBC heißt es dazu, man habe die Ankündigung gesehen. „Dies sind eindeutig keine Umstände, die sich irgendjemand wünschen würde“, wird ein Sondersprecher auf der BBC-Website zitiert. Man werde aber „darüber sprechen, dass die BBC den Eurovision Song Contest ausrichtet“. Auch die britische Regierung begrüße die Möglichkeit, dass Großbritannien den ESC ausrichtet und verspreche, sicherzustellen, dass die Show „die reiche Kultur, das Erbe und die Kreativität der Ukraine überwältigend widerspiegelt“, wird ein Regierungssprecher zitiert.

Für die Fans in der Ukraine dürfte die Entscheidung mehr als enttäuschend sein. Viele kriegsgebeutelte Ukrainer hatten den ESC-Sieg im italienischen Turin begeistert vor den Bildschirmen mitgefeiert. Der ukrainische Präsident Wolodimir Selenskij hatte auf Telegram euphorisch geschrieben: „Unser Mut beeindruckt die Welt, unsere Musik erobert Europa! Im nächsten Jahr empfängt die Ukraine den Eurovision! Zum dritten Mal in unserer Geschichte.“ Dass das Gewinnerland im Folgejahr Gastgeber sein darf, ist beim ESC zwar gute Tradition, aber keine Zwangsverpflichtung. In der Vergangenheit haben Sieger etwa wegen der hohen Kosten des Spektakels auf ihr Anrecht verzichtet.

ANNA ERNST

Nannen-Preis umbenannt

Die renommierte Journalistenauszeichnung „Nannen-Preis“ wird dieses Jahr zu nächst einmalig unter einem anderen Namen verliehen. Hintergrund ist eine Debatte um die Rolle des ehemaligen *Stern*-Chefredakteurs Henri Nannen in der NS-Zeit. Das Verlagshaus Gruner + Jahr teilt nun mit, man habe gemeinsam mit dem zum Haus gehörenden Magazin *Stern* ent-

schieden, den Preis, der in der kommenden Woche vergeben wird, als „Stern Preis“ zu verleihen – um die Debatte um Nannens Vergangenheit zu entschärfen. Man werde ein Gremium berufen, um die künftige Verwendung des Namens für den Preis und für die Henri-Nannen-Journalistenschule zu klären. Bis Jahresende soll eine Entscheidung fallen. ANER

Letzte Staffel „Peaky Blinders“: Über eine geniale Gangster-Serie und die Schwierigkeit des Schlussmachens

Erlösung wird es für den Großgangster Thomas Michael Shelby nicht geben. Auch wenn er behauptet: „Ich bin kein Teufel. Ich bin ein sterblicher Mann.“ Aber wie könnte einer, der immer noch tötet und töten lässt, der korruptiert, schmiert, veruscht und die eigene Familie belügt und betrügt, überhaupt zu einem besseren Menschen werden?

Denn das ist, zumindest mal angeblich, das Ziel von Tommy Shelby in der finalen Staffel von *Peaky Blinders*: Ein besserer Mensch zu werden, die Welt zu verändern, für seine Familie zu sorgen. Aber sieht man sich seine Methoden an, so hat sich eher wenig verändert und in dem Abgeordneten, der im britischen Parlament sitzt, den Titel OBE führt und mit Winston Churchill korrespondiert, steckt natürlich immer noch der skrupellose Ganove aus den Gassen Birmingham.

Mit Undercuts, Tweedsakkos, Uhrenketten und wehenden Mänteln wurden die *Peaky Blinders* – in ihre Schirmmützen sind Rasierklingen eingenaht – zu Kultfiguren und Stephen Knights Serie ein Hit. Knights Eltern waren in Small Heath aufgewachsen, wo die *Peaky Blinders*, die echten, damals wirklich regierten, sie erzählten ihrem Sohn von der Gang. Nostalgische Gangster-Mythologie vom Feinsten. So lässt sich auch erklären, dass Knight jetzt einfach nicht loslassen kann.

Anfangs von den Kritikern belächelt, entwickelte die Serie bald einen Sog. Idris Elba und Brad Pitt sind Fans, Snoop Dogg coverte Nick Caves legendären Titelsong „Red Right Hand“, Friseurmeisters Undercuts schneiden und der *Times* zufolge rangierte unter britischen Jungennamen Arthur – der älteste, aber auch kaputteste der vier Shelby-Brüder – weit vorn. Die brutalen Kampfszenen, in Zeitleute und untermal mit Musik von Joy Division über Radiohead bis David Bowie, erinnerten in ihrer splatterhaften Ästhetik an das Kino Quentin Tarantinos. Und im Zentrum von allem stand immer Thomas Shelby, kriegstraumatisiert, völlig kaputt. Cillian Murphy spielt den Bandenchef, hoffnungslos

Hofft nicht auf Erlösung



Allein gegen die Welt: Cillian Murphy als Thomas Shelby. FOTO: MATT SQUIRE/NETFLIX

übermännlich, ständig am Whiskey, mit tiefer Stimme, kaltem Blick und diesem Gang, als laufe er die ganze Zeit durch einen Ganzkörperscanner.

Auch wenn er inzwischen ein einflussreicher Politiker ist und seine Schwester Ada Chanel trägt: Die *Peaky Blinders* sind in der Krise. Ende der fünften Staffel war Shelby schon angeknackst, ein Attentat auf den Faschisten Oswald Mosley war schiefliegend. Dabei kamen drei seiner Leute um, darunter Tante Polly, die Matriarchin der Familie. Deren Verlust hat Tommy Shelby gebrochen. „Keine Polly mehr, kein Whiskey mehr, kein Tommy mehr“, so fasst es seine Ehefrau Lizzie zusammen. Polly-Darstellerin Helen McCrory ist im April 2021 an Krebs gestorben, bevor die Dreharbeiten zur finalen Staffel aufgenommen wurden. Pollys Flüstern, das Tommy nachts hört, ist nun Leitmotiv. „Es wird in dieser Familie Krieg geben und einer von Euch wird sterben.“

Es ist 1933, die Faschisten unter Mosley

bekommen Zulauf, Ziegelsteine mit Morddrohungen fliegen durch Fenster. Aber die wahren Herausforderungen kommen für Tommy Shelby aus dem Inneren seiner Familie. Und damit sind nicht nur Michael und Gina Grey (grandios: Anya Taylor-Joy) gemeint, die die Firma ihres Onkels umstrukturieren wollen, weil Amerika nichts anfangen kann mit der „zweifelhaften Rasiermesserbande“. Schließlich glaubt Thomas Shelby, ständig auf der Suche nach dem einen Feind, den er nicht besiegen kann, diesen gefunden zu haben.

Er kämpft und kämpft. Und das wird in der finalen Staffel zelebriert. Es ist eh alles in düsterem Licht gehalten, das Wetter immer schlecht, die Gesichter eingefallen, aber wenn Tommy mit sich und seinen Dämonen ringt, wird es zappenduster. In langsamen Szenen ziehen sich die Qualen des Familienoberhaupts, das schwört: „Ich werde ein besserer Mensch“. Und dann schläft er mit der Frau des Faschisten, der Faschistin.

Zum Glück merkt man im Finale, was den Reiz von *Peaky Blinders* über so viele Staffeln ausgemacht hat: die Plotwists, die Actionszene, die Ausstattung und ein grandioser Soundtrack (Geheimtipp: Sinéad O'Connors „In this heart“). Spätestens wenn Arthur Shelby, in den ersten Folgen noch eine opium-benebelte Karikatur seiner selbst, und Jeremiah Jesus mit Atemmasken im Senggasnebel stehen, wirkt das so überzogen, da hält man auch eine Comicaaption für möglich.

Wie Stephen Knight, der Macher der Show, dem *Guardian* erzählte, sind mehrere Spinoffs von *Peaky Blinders* geplant. Unter anderem ein Ballett – harte Waffen am Tutu? – und ein Kinofilm. Das erklärt einiges. Denn die letzte Staffel ist gut gemacht, aber sie ist kein Paukenschlag, kein Feuerwerk. Mehrere Figuren tauchen auf, deren Entwicklung vielversprechend wäre, neue Handlungsstränge werden aufgemacht, Tom Hardy als jüdischer Bandenchef Alfie Solomons ist wieder da („Was den Tod angeht, als jemand der schon seit Jahren tot ist, kann ich ihn nur empfehlen“) und Tommy Shelby, nun ja, Sie werden sehen. Am Schluss bleiben zu viele offenen Fragen, als hätten die Macher alles vorbereitet für das Finale nach dem Finale, zum Beispiel für einen Kinofilm.

Dabei ist es ja nicht so, dass der nachfolgende Kinofilm prinzipiell das Serienende ruinieren muss: Bei den *Sopranos* griff der Film mehr als zehn Jahre später die Vorgeschichte der Serie auf, bei *Downton Abbey* besiegelte die abschließende Weihnachts-episode das Ende des Adels, *Sex and the City* schaffte es mit Mr. Big und dem begehrten Kleiderschrank, einen Punkt zu machen. Doch selten lag ein Serienfinale mit so vielen ausgefransten Enden da wie das von *Peaky Blinders*. Aber wie Stephen Knight im *Guardian* sagt: „Die Idee bei *Peaky* war, diese Mythologie aufrechtzuerhalten, diese Legende zu verewigen.“ Fest steht: Erlösung wird es für Thomas Shelby nicht geben. CAROLIN GASTEIGER

Sechs Folgen, auf Netflix.